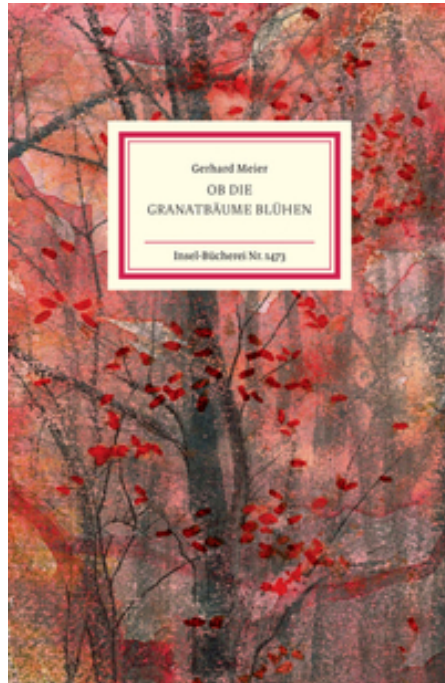


Insel Verlag

Leseprobe



Meier, Gerhard
Ob die Granatbäume blühen

© Insel Verlag
Insel-Bücherei 1473
978-3-458-19473-6



Gerhard Meier



OB DIE
GRANATBÄUME BLÜHEN



Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1473

© Insel Verlag Berlin 2019



OB DIE
GRANATBÄUME BLÜHEN



Die du wohnest in den Gärten,
laß mich deine Stimme hören.

Hoheslied, 8,13



»Nachdem der Reisende am 1. Dezember 1987 lange die Schnitzfiguren am Holzportal der Kathedrale von Split betrachtet hatte, mit dem Johannes, der beim Letzten Abendmahl wieder den traurigen Kopf an die Schulter des Jesus legt, dabei mit einer Hand – Variante – Trost suchend im Ärmel seines Meisters, ging er hinunter auf die sonnige Strandpromenade, wo er einen greisen Schuhputzer sah, wie er, wohl schon lange unbeschäftigt, anfang, sich selber die Schuhe zu putzen.«

So beginnt eines der kleinen Epen aus Peter Handkes um fünf Texte erweiterter Sammlung *Noch einmal für Thukydides*, deren Druckfahnen eines Tages in Sils-Maria eintrafen, wo du und ich im Nietzsche-Haus als geladene Gäste einquartiert waren, neben Friedrich Nietzsches Wohn- und Arbeitszimmer, von diesem getrennt durch eine Bretterwand. Der Geist des großen Wanderers scheint noch in den Räumen vorhanden zu sein, so daß dieser auch durch die Fahnen geweht haben mußte, nachts vor allem,

denn tagsüber führten wir diese mit, bis ins Bergell zum Beispiel, nach Soglio, dort, wo den Palazzo Salis gibt, mit dem Garten dahinter, dem sogenannten historischen, den man auf Anhieb als paradiesisch empfindet, als Anklang an Eden. Rainer Maria Rilke ist dort den Rosen nachgelaufen, hat an diesen gerochen, hat gelesen, Briefe geschrieben, seinen Elegien nachgehungen, die er in Duino begonnen und in Soglio zu vollenden gedacht hatte. Dort setzten wir uns hin, Dorli, unter einen der beiden Mammutbäume, während die Rittersporne herumstanden, die Rosen, der Phlox, die abgeblühten Pfingstrosen, die kümmerlichen Apfel-, Birn- und Kirschbäume, wobei niedrige Buchshecken die Bäume, Rosen, den Phlox zusammenzuhalten versuchten und die Berge hereinschauten, aus angemessener Entfernung.

Dort setzten wir uns also hin und lasen in den mitgeführten Fahnen, wobei wir unter anderem mitbekamen, wie der Schuhputzer von Split die eigenen Schuhe zu putzen anfing, die es auch nötig hatten, und wie sorgfältig, wie für jemand anderen, er das tat, wie er langsam, bedachtsam Lederstück für Lederstück anstrich und wie er zuletzt die Schuhe streichelte, die nun zu glänzen begannen unter den Pal-

men, wo der Schuhputzer saß. Und erfuhren dann, wie sich der Reisende zum Schuhputzer gesellte, sich die Schuhe ebenfalls putzen ließ, wobei die gebogene Staubbürste seine Schuhe bestrich, daß sich die Kuppen seiner Zehen freuten. Beobachteten, wie er fingernagelkleine Klumpen Creme, Tupfer um Tupfer, auf den Schäften der knöchelhohen Schuhe verteilte, sorgsam umging mit jeder Flocke, ja sogar aus dem Deckel der Dose den letzten Rest der Schuhcreme herausklaubte, wie er die Schuhbündel in den Schäften versorgte, auf daß diese nicht mit Creme verschmutzt würden. Dabei hingen dem Schuhputzer die Socken herunter und der lange Saum der Unterhose, letztere eingeschwärzt wie der Hemdkragen, was den Mann mit einer Einsamkeit zu versehen schien. Und wenn die Glanzbürsten über das Leder strichen, entstanden Töne, die zu hören waren, wenn auch nur als leise, rauschende, begeisternde Melodie, die als Beiklang aufzutreten beliebte zum Mahnlied des Muezzin auf dem Minarett, während sich der Kopf des Schuhputzers in einer Pfütze vom Vortag spiegelte. Und allemal, wenn der Reisende den Fuß wechseln sollte, erklang ein hartes, kurzes Klopfen mit dem Bürstenholz auf

die Kiste. Zuletzt zückte der Schuhputzer das Glanz-
tuch, strich zum Ausklang noch einmal über das Le-
der, daß dieses aufleuchtete, durchzogen von Ritzen
und Rillen. Nach kurzem Abklopfen des Arbeitsvor-
ganges verzog sich der Reisende im Strahlen seiner
Schuhe, hielt im Restaurant die Füße unter den Sitz
und erinnerte sich, wie er den greisen Schuhputzer
quasi als Porträtzeichner empfunden hatte, als ei-
nen Heiligen der Sorgsamkeit. Bei Regen ließ er die
Schuhe im Zimmer zurück, trug diese dann aber im
Schnee von Makedonien, in den Bergen des Pelopon-
nes, im Sand der Libyschen Wüste, auch der Arabi-
schen, wonach es in Japan genügt habe, mit einem
Tuch über das Leder zu streichen, um den ursprüng-
lichen Glanz wieder erstehen zu lassen.

Dorli, als wir von den Fahnen aufblickten, schauten
noch immer die Berge herein und standen die Rosen
herum. Einzig ein neuer Duft hing über dem Garten,
der Duft einer Epopöe, die dem Licht entsprungen
ist, den Rhythmen und Klängen Handkescher Sätze.
Dabei kamen mir die Schnitzereien vor Augen, jene
vom Hauptportal der Kathedrale von Split, wo Johan-
nes beim letzten Abendmahl den Kopf an die Schul-
ter jenes Mannes legt, der ihm und den anderen ge-

legentlich die Füße gewaschen hatte. Im Weggehen setzte ich die Schuhe sorgfältiger auf, obschon ich wildlederne trug.

Auf dem Weg zum Silser See kamen wir jeweils am Hotel Alpenrose vorüber, wo um die Jahrhundertwende Marcel Proust abgestiegen war, zusammen mit zwei Freunden, einem Juristen und einem Diplomaten, wenn ich mich recht erinnere. Und immer wenn ich an der jetzigen Ruine hinaufschaute, dachte ich mir: Hier, auf einem dieser Balkone, muß er gestanden haben, der Marcel Proust, an seine Schmetterlinge denkend »über dem kostbar getönten See, der in seinen Farben einer großen sterbenden Blüte glich«. Auf der Fassade zum See hin stand noch »Alpenrose« geschrieben, bruchstückhaft freilich, und auf einem gemauerten Gartenpfosten »Hoteleingang«. Der Garten war verwildert, aber in seiner Art ebenso schön, beinahe, wie jener hinter dem Palazzo Salis zu Soglio, umstanden von Ebereschen, Gottfried Benns Baum.

Und wenn wir dann über die Matte schritten, die große Matte zwischen Sils-Maria und dem See (die Fahnen mit dabei), dachten die Blumen über die Geschichte der Leute nach, bis zurück zu Thukydides,

was vor allem bei Gegenlicht der Fall war, während zu den übrigen Tageszeiten Frédéric Chopin die Gräser und Blüten zu wiegen schien.

Auf der Halbinsel schritt man die Pfade Friedrich Nietzsches ab; stieß auf Fluhnelken, die genauso dufteten wie jene, die ich als Knabe von der Lehnfluh heruntergeholt hatte, und gelangte zur Granittafel mit Nietzsches *Trunkenem Lied*, das mit den Worten endet: »Doch alle Lust will Ewigkeit –, / – will tiefe, tiefe Ewigkeit!« Durch die Nadelbäume strich der Wind, was zu- und abschwellende Zischlaute zeitigte. Ich bekam den schnauzbärtigen Mann vor Augen, der das Leben ohne Gott vorweggenommen, sich an den Hals eines Pferdes geworfen und zu guter Letzt das Reich der Schatten betreten hatte – ohne wiederzukehren.

Wir setzten uns auf die Holzbank, schauten auf den See und hinüber nach Isola, wo wir früher jeweils eine Bündner Gerstensuppe gelöffelt hatten auf unseren Wanderungen von Sils-Maria nach Maloja. Der Wind strich durch unsere Haare, als wären es Nadeln der Lärchen. Ich dachte an Handkes Epopöen, an den Schnee, der unter der Lupe Ruß aufwies; sah Palmfächer zittern, als wären tausend Vögel gegen

Abend und am Sonntag und am Meer; bekam das Wetterleuchten mit auf der Insel Krk, die Promenade von Split, die Frau auf dem Oberdeck, aufs Meer hinausschauend; die kleinen Tiere, die, von Landkindern auf die heiße Herdplatte gelegt, sofort verschrumpelten. Dann rückten die Glühwürmchen heran, die Stunden zwischen Schwalbe und Fledermaus, der Bahnhof Lyon-Perrache, das Geltenlassen der Dinge und der Drang, auf der Stelle sofort zurückzukehren. –

Der See glich nun in »seinen Farben einer großen sterbenden Blüte«, die zu duften schien wie Tage zuvor der Garten des Palazzo Salis zu Soglio.

Dorli, Tage danach spielten Musiker des Leipziger Gewandhaus-Orchesters Joseph Haydns *Lerchen-Quartett*. Gelegentlich glaubte man, die Melodie der Bürsten des Schuhputzers von Split herauszuhören. Das war in Celerina, in der Kirche San Gian, die zwei Türme hat, wovon der höhere als Ruine in den Himmel ragt, der sich an jenem Spätnachmittag locker bewölkt über die Oberengadiner Seenplatte spannte, auch über das Bergell.

Nicht lange nach deinem Abschied ist am Himmel

ein Komet erschienen, knapp über dem Jura, dort, wo einer seiner Ausläufer nach Walden abfällt, ein wenig westlich der Raststätte des Großen Bären.

Am Abend bin ich dann oft am Laubenfenster gestanden, Dorli, habe zu dem Kometen Hale-Bopp hinaufgeschaut und dabei auch an jene amerikanischen Sektierer gedacht, die sich eigens entleibt hatten, um mit Hilfe dieses Kometen der Erde zu entfliehn.

Ich bin ihm auch ein bißchen entgegengefahren, dem Hale-Bopp, zusammen mit Peter, Susanne, Christina, und zwar bis auf den *Güggel* hinauf, den *Güggel* südlich von Walden, in den ich vor Jahren die Mondsichel habe eindringen und dies von Baur und Bindschädler habe beobachten lassen, durch das Filigran der Krone unseres Holunderbaums hindurch, den es nicht mehr gibt. Wobei die Männer Caspar David Friedrichs Bild nachgestellt haben: *Zwei Männer in Betrachtung des Mondes*.

Den Holunderbaum hast du noch fotografiert, Dorli, vor allem dessen hohlen Stamm mit dem Ohr, dem großen, das wir etwa als das Ohr der Erde deklarieren, Enkelkindern oder Besuchern gegenüber. Der Film mit deiner Aufnahme steckt noch in der Kame-

ra; wie auch deine Gartenschuhe und Stiefel unter dem Tisch im Schuppen stehn, dem Tisch mit den gedrechselten Beinen, die ich zu stark eingekürzt und dadurch das Möbel um sein Niveau gebracht habe.

Diese Gartenschuhe stelle ich manchmal ein bißchen zur Seite, um herangewehtes Laub wegzuwischen, Halme, trockene Erde. Dann stelle ich sie wieder hin, deine Schuhe, unter den Tisch mit den zu kurzen Beinen, auf dem sich immer noch die goldfarbene Schuhschachtel befindet, voller Wäscheklammern, mit denen du Bettzeug, Tischtücher, Hemden festgemacht hast an der Leine im Schuppen, auch an jener im Freien.

Wir sind also dem Kometen bis auf den *Güggel* entgegengefahren, sind dort lange herumgestanden, haben gefröstelt, nach den Sternen ausgeschaut, die hier oben größer waren und zahlreicher. Aber vor allem haben wir auf das Licht des Kometen geachtet, dessen Tönung, durch den Feldstecher beobachtet, an Heckenrosen gemahnte, an Kastanienblust. Und der Raum war durchdrungen von Klang, dem großen, jenem aus dem Sternbild der Jagdhunde – eben.

Dorli, in letzter Zeit regnete es bei uns, regnete, regnete, stürmte. In Mittelamerika gabs Tausende von Toten. Nun aber tragen sie Schleier, die Birken unseres Gartens, wie auch die Kirschbäume, die Sträucher, lichte, geradezu hauchfeine Schleier.

Im Frühsommer übrigens bin ich noch einmal in Rußland gewesen. Ruth hat die Reise vorgeschlagen, auch organisiert. Eigentlich hatte ich Angst, Moskau, St. Petersburg, den Weiten Rußlands erneut zu begegnen. Per Schiff glitten wir durch ein verlorenes Land. Schwebten Sonnenuntergängen entgegen, die nicht enden wollten. Hörten dem Barpianisten zu, der Rachmaninow spielte, Tschaikowsky, Borodin. Und die Nächte waren weiß. Als ich wieder zu Hause war, holte ich aus dem Garten Pfingstrosen herein, machte zwei stattliche Sträuße daraus, einen für die obere und einen für die untere Stube.

Und Ende Juni schrieb ich an Hanne:

Heute trägt der Südwind die Samen der Weidenröschen über die Thujahecke hin. Das ließ mich an Hermann Lenz denken, der die Weidenröschen gewiß auch gemocht hat, besonders jene aus dem Bayerischen Wald.

Wir, meine zwei Töchter und ich, waren am Tag von Hermanns Verabschiedung in Rußland, auf dem Wasserweg von St. Petersburg nach Moskau. Und angesichts der großen karelischen Wälder und des noch größeren Himmels darüber (jeweils mit gigantischen Wolkenformationen bestückt) dachte ich ebenfalls an Hermann, und was er Dorli und mir bedeutet hat – und mir weiterhin bedeuten wird.

Nun haben sie, Dorli und Hermann, andere Chargen. Vielleicht hilft Hermann jetzt dem Kaiser Franz Joseph die Sonnentage gegen die Frostnächte aufzurechnen, die sein Reich von Galizien bis Venedig zu bestimmen liebten. Während Dorli sich nun nützlich machen wird bei den Schmetterlingen, zusammen mit der Natascha, dem Fürsten Andrej, Schiwagos Lara; indes vor der Zentrale der Falter die Heckenrosen blühen, auch die Kastanien, als handle es sich um den Park von Schönbrunn.

Dora Meier-Vogel wurde am 26. Juli 1917 in Wangen an der Aare geboren. Ihre Eltern waren Pietisten, hatten drei Töchter, drei Söhne und betrieben eine Gemüsegiärtnerei.

Dorli und ich lernten uns auf dem Weissenstein kennen, also Wanderer, bei Sonnenaufgang.

Am Tag unserer Trauung – 13. Februar 1937 – schneite es. In der Kirche zu Bolligen blühte eine Klivie. Der Pfarrer gab uns das Gleichnis vom Senfkorn mit. Und vor der Kirche die Buchsbäume trugen ein noch dunkleres Grün.

Architektur und Literatur hatte ich aufgegeben. Fertigte nun Lampen an. Man wohnte in der Gärtnerei. Unsere Tochter Ruth wurde geboren. Der Zweite Weltkrieg brach aus. Ich rückte zum Militärdienst ein. Susanne, die zweite Tochter, erblickte das Licht der Welt, ein Jahr danach der Sohn Peter. Die Familie übersiedelte nach Amrain (Scharnageln). Dorli pflanzte Gemüse, ging waschen, gab Sonntagsschule, besuchte Gebrechliche, Verlassene. Erkrankte an Tuberkulose.

Zwei Jahre nach Kriegsende bezogen wir mein Elternhaus. Dorli baute Beeren an, pflanzte Lauch, Sellerie, Zwiebeln; pflückte Kirschen, Pflaumen, Äpfel; machte im Kirchengemeinderat mit, im Verein für das Alter. Hegte Buschwindröschen, Akeleien, Pfingstrosen, Mohn und Fingerhut, japanische Anemonen, Phlox und Dahlien und Winterastern, wobei